



Illustrirtes Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.
 Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

1902. * № 47.

Ihr Richter.

Novelle von E. Merk.

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Herbststille senkte sich auf die Villa herab, in der die einsame Frau in tiefem Ernste ihre Tage verbrachte. Sie hatte den Brief verbrannt, den sie in jener schicksalsschweren Nacht an den Freund zu schreiben begonnen. Auf seine warmen Beileidsworte dankte sie ihm nur in aller Kürze. Ihr eigenes Leben schien ihr so eingehüllt in düstere Schatten, so unverlöschbar erschien ihr nun ihre Vergangenheit, daß sie es als ihre Pflicht betrachtete, seiner klaren, friedvollen Existenz fern zu bleiben, bis er sie völlig vergessen hatte. Von jenen bitteren Stunden der Reue und Selbstvorwürfe war ihr eine tiefe Beschämung zurückgeblieben. Ihr Betrug, ihre Lüge standen ihr nun in einem so häßlichen Lichte vor Augen, daß sie fest überzeugt war, auch er würde sie verurteilen, wenn sich jemals die Schleier lüfteten, die ihm noch ihr Leben verbargen.

Wochen gingen hin. Es begann zu schneien. Wenn sie hinausblickte in die herabwehenden Flocken, fühlte sie sich ganz als eine Abgeschiedene, um die nun hohe, weiße Mauern sich auf türmten, um sie abzusperren von allem sonnigen Licht, von allem Zusammenhang mit der Welt.

„Sie sollten fortziehen, gnädige Frau,“ sagte der Badearzt, der nun die Gegend verließ. „Ein Winter in Italien würde Ihnen gut thun.“

Aber sie schüttelte den Kopf. „Ich bin zu verstimmt,“ meinte sie. „Und dann allein, ohne Begleitung, würde ich wohl auch Italien traurig finden.“

Sie dachte an den Septemberabend, an dem sie an der Seite des geliebten Mannes durch die goldhelle Brienerstraße gegangen war. Was sollte ihr aller Schönheitszauber ohne ihn? Die Kunstschätze Italiens würden ihr nur Heimweh nachrufen nach ihrem begeisterten Führer.

Der Badearzt war ein kluger Mann, der nicht nach der Schablone kurierte. Er sprach seiner Patientin ermutigend zu, er machte sie darauf aufmerksam, daß es ihrem Gemüte an wärmer

Bethätigung mangle, daß ein thatkräftiges Wirken zum Wohle anderer das beste Heilmittel für ihren Trübsinn sei. Und das ergriß sie mächtig. Ja, er hatte recht. Es gab nur eine Erlösung für sie: sich nützlich zu machen, schaffen für andere, ihre leeren, öden Tage ausfüllen mit Arbeit.

Zu dem Bodenhausenschen Besitz gehörte auch ein geräumiges Haus, das der Onkel, der eine Hypothek darauf gehabt, hatte übernehmen müssen. Zufällig meldete in diesen Tagen der Verwalter, die Mietsleute, die das Haus gepachtet, hätten gekündigt und suchten um die Vergünstigung nach, sofort wegzuziehen zu dürfen, da sie das Geschäft

zeig nach dem gesuchten Ziel. Mit warmer Begeisterung erfaßte sie die schöne Aufgabe, in dem leerstehenden Hause eine Zuflucht für arbeitsunfähige alte Leute zu schaffen, die hier in Ruhe ihre Tage beschließen sollten. Sie stürzte sich förmlich kopfüber in ihre neue Thätigkeit, beaufsichtigte selbst die Arbeiter, die in den verwahrlosten Räumen die größte Sauberkeit und Ordnung herstellen mußten, betrieb so rasch als möglich die Einrichtung und hatte bald bei ihren wiederholten Besuchen in den Dorfhütten eine so genaue Kenntnis der Verhältnisse gewonnen, daß sie die bedürftigsten und würdigsten alten Leute, unter ihnen ein paar alte Mütterchen, herauszuwählen vermochte, die zuerst in ihrem Asyl Aufnahme finden sollten.

In der Weihnachtswoche war alles bereit, und sie ließ zur Eröffnungsfeier in der geräumigen bäuerlichen Wohnstube einen Tannenbaum aufstellen; auch die Kinder des Dorfes wurden zu einer kleinen Bescherung geladen. Der Gruber-Toni, den sie in ihren Dienst genommen, und der sich unter der Anleitung des Verwalters im Garten und in der Dekonomie nützlich machte, hatte ihr eifrig bei den Vorbereitungen geholfen. Seine blauen Augen blitzten vor Vergnügen, als er die Weihnachtslichter brennen sah an der schönen, hohen Tanne, die er selbst aus dem Walde geholt und geschmückt hatte, und nun mit der Tischglocke das Zeichen geben durfte für die neugierig harrende Jugend.

Weit hinaus auf den Schnee fiel der Schimmer der Weihnachtskerzen, weit hinaus in die stille, kalte Sternennacht klang der Jubel der anspruchslosen Dorfkinder, und Helene stand gerührt im Kreise der Kleinen und der Alten, denen ihr neues Heim mit den warmen Zimmern und guten Betten, in dem sie sich nun künftig sorglos an den Tisch setzen sollten, wie ein irdisches Paradies erschien.

Als Helene mit dem Toni, der die Laterne vorantrug, über den knirschenden Schnee nach der Villa zurückging, hatte sie das lang ersehnte Gefühl wohliger Müdigkeit und tiefen Friedens. Unterwegs aber wendete sich ihr Begleiter plötzlich um.

„Gnädige Frau,“ rief er, „wissen Sie, wer



Ein Somalifrieger. (S. 372)

Naturaufnahme im Besitze des Museums Anlauff in Hamburg.

eines erkrankten Verwandten übernehmen müßten.

Diese Nachricht war für Helene ein Finger-

heut dag'wese'n ist und zum Fenster hinein-g'schaut hat?"

"Wer denn, Toni?" fragte sie erschreckend. "Der Herr Professor, mit dem wir im Sommer in die Berg g'wese'n sind."

Sie blieb unwillkürlich stehen. "Du irrst dich, Toni. Wie käme er hierher im Winter?"

"Sie dürfen's mir glauben, gnädige Frau, er war's. Er hat mich ja auch noch gekannt und mir die Hand 'geben. Er will die gnädige Frau nicht stören, hat er gesagt. Aber einen Gruß soll ich Ihnen ausrichten."

Am nächsten Tage zuckte sie zusammen, so oft ein Schritt im Garten hörbar wurde. Aber kein Besuch kam in das einsame Haus. Eine Woche später, am Neujahrstag, erhielt

sie ein Schreiben, das sie mit Thränen in den Augen las.

Unwiderstehlich hatte es ihn in ihre Nähe getrieben. Er war um ihr Haus geschlichen wie ein Dieb. Er hatte nicht gewagt, sich ihr zu nähern. Sie bedurfte seiner ja nicht. Nur durch die letzten Zeilen klang ein leidenschaftlicher Zweifel: "Hast du vergessen?"

Sie erwiderte kein Wort. Sie rief ihn nicht zurück. Er sollte ja vergessen, vergessen! Was sollte ihm die Frau, die ihren Namen weggeworfen hatte, die eine rechtlose Existenz führte? Er würde darüber nicht hinwegkommen mit aller seiner Liebe. Er würde es ihr nie vergeben, daß sie falsch gewesen war auch gegen ihn. Müßte ihn nicht ein

Grauen packen, wenn er hörte, daß der Weg zwischen ihm und ihr nur frei geworden war durch einen Mord?

Der Winter ging dahin, der Mai kam und brachte die wunderbar süße Zeit des Blühens und Knospens.

In einem schönen Tage klopfte der Toni an die Thür und fragte mit verschmitzem Gesicht, ob die gnädige Frau nicht wieder einmal Lust habe, einen Berg zu besteigen. Morgen würde da droben auf dem Hochkopf das Unterkunftsbaus eröffnet, und der Wirt verdanke es doch ihr, daß er die Nacht bekommen, und das Wetter sei so schön.

"Du willst mich wohl zu einem Fest mit



Besuch der Burengenerale in Berlin: In der Festigung des Frauenhilfsbundes. (S. 372)
Nach einer Photographie von Zander & Labisch in Berlin.

vielen Menschen locken?" erwiderte Helene, der die halb verlegene, halb lustige Miene des Burschen nicht entging.

Aber er meinte, die Herren vom Alpenverein und die Traunsteiner kämen erst mittags. Wenn sie sich zeitig auf den Weg machten, könnten sie längst wieder fort sein, ehe die Musik und der Lärm angingen.

So ließ sie sich überreden. Längst hatte sie nach einer Wanderung Sehnsucht gehabt und gab den Befehl, noch vor Sonnenaufgang geweckt zu werden.

Trotzdem das Waten im Schnee, der noch an den schattigen Stellen lag, ziemlich mühsam war, empfand sie doch ein großes Wohlbehagen bei diesem ersten Emporsteigen aus dem Thal, das in sonniger Lieblichkeit unter ihr lag. Vor dem schmucken Unterkunftsbaus, an dem Tannenzweige dufteten und blauweiße Fahnen flatterten, herrschte noch tiefe Ein-

samkeit. Fast winterlich war es da oben auf der Höhe; um so reizvoller aber winkte der helle Himmel mit den Frühlingswölkchen, der warme Sonnenschein. Die Wirtskente zeigten ihr in freudiger Aufregung die hübschen Räume, das behagliche Kneipstübchen; sie mußte den Tirolerwein und den frischgekochten Schinken kosten. Mit einem Strauß erster Bergblumen am Gürtel ihres schwarzen Kleides trat sie vor das Haus. Das verlegene Gesicht des Toni fiel ihr auf. Der Bursche war mit einemmal dunkelrot geworden. Seine scharfen Augen spähten über den Almboden vor dem Häuschen zu den Felsen hinüber, und plötzlich stieß er einen hellen Zuchzer aus. Es klang wie eine Begrüßung. Nun sah auch sie eine hohe Männergestalt, die über die Wiese kam: ein Herr mit einem dunklen Vollbart. Sie hatte ein Gefühl, als müsse sie fliehen, und blieb doch wie an-

gewurzelt stehen. Er zog von weitem schon den Hut und winkte. Als sie sich umblickte, war Toni verschwunden, wie eine Gemse kletterte er an dem steilen Abhang hinauf. Ringsum keine Seele.

"Guten Morgen!" klang die wohlbekannte Stimme des Professors an das Ohr der jungen Frau, die mühsam nach Fassung rang. "Der brave Toni hat seine Sache gut gemacht. Ich hatte ihn veranlaßt, Sie heute hierher zu locken. Auf einer schönen Berghöhe sind wir einander zum erstenmal begegnet."

Er sah ihr eine Weile schweigend in die Augen, während er ihre Hand drückte.

"Sehen mußte ich Sie!" fuhr er leiser fort. "Ich wollte ja gehorsam sein und Ihnen fern bleiben, weil Sie es wünschten, weil Ihr Lebenswohl es mir befahl. Aber ich kam dieses Leben nicht ertragen, das ich nun seit dem Herbst führe. Mitten in der wich-

ligsten Arbeit fahre ich empor mit der alten verzweifelten Frage: Warum? Warum? Was liegt zwischen uns? Warum mußten wir uns trennen?"

Sie sah mit großer Rührung, daß ein tiefer Schmerz aus seinen Zügen sprach, daß seine Augen den lebensfrohen, heiteren Ausdruck verloren hatten.

"Ach, mein Freund," sagte sie leise, "ich kann nicht hinwegkommen über meine düstere Vergangenheit und, glauben Sie es mir, auch Sie werden es nicht können, wenn Sie alles wüßten! — Schütteln Sie nicht den Kopf! Es giebt Erinnerungen, die unverlöschbar sind. Aber ich fühle es ja, ich habe Ihnen Schweres angethan. Ich hätte nicht nach München kommen dürfen. Ich hätte Ihnen fern bleiben müssen. — Verzeihen Sie mir!"

Er hatte die Hand, die sie ihm überließ, in seinen Arm gezogen und schritt mit ihr auf dem schmalen Wege weiter, der durch ein Tannengehölz zum Grat emporführte.

Als die Bäume sie umschlossen, zog er sie leidenschaftlich an sich. Es war ein heißes Beben in seiner Stimme. "Ich will nicht fragen nach deiner Vergangenheit. Ich glaube an dich, an dein warmes, gutes Herz. Ich glaube deinen treuen, lieben Augen. Als ich dich zu Weihnachten wieder sah unter den Kindern, unter den dankbaren alten Leuten, da kam eine so seltsame Zuversicht über mich. Ich hatte dir ja bitter gegrollt in meinem ersten Schmerz, ich war enttäuscht und erzürnt über deinen Abschiedsbrief nach jenem wunderbaren Tag. Aber ein Blick auf dich, und alle Bitterkeit war fort, aller Zorn verstummte. Sie hat gelitten wie ich, und ihre glücklose Seele sucht nun Trost in einem schönen Opfer für andere, sagte ich mir. So gut, so groß ersiehst du mir, daß ich fort ging mit einem gewissen Entschluß. — Er hielt nicht lange an, Geliebte! Ich bin so stark wie du. Immer wilder und lauter ist meine Sehnsucht nach dir geworden, und nun bin ich gekommen, um gegen deinen Entschluß zu kämpfen, gegen diesen Verzicht auf das Glück, der uns beide elend macht."

"Schweigen Sie, mein Freund!" unterbrach sie ihn mit einem schweren Ringen gegen die Glut, die auch sie erfassen wollte.

"Nicht hier zwischen den düsteren Tannen, nicht in diesem winterlichen Schatzen wollen wir uns aussprechen, sondern oben auf der Höhe, in Sonne und Wärme. — Wir wollen zusammen hinabschauen in die Herrlichkeit der Welt. Sieh zu, ob du in der goldigen Frühlingspracht den Mut hast zu einem Nein."

Er hatte ihren Arm losgelassen. Hintereinander stiegen sie auf dem schmalen Pfade den Abhang empor.

Nun standen sie auf der Höhe. Vor ihnen war nur Blau und Sonne und das glühende Weiß der weiten Berge, die wolkenlos in ewiger Schönheit emporragten. Von der eisumstärkten Spitze des Watzmanns glitt der Blick ferner und ferner über unzählige Gipfel und schneeige Halben bis zu den Riesen des Dexthals, bis zu der hochragenden, schim-

mernden Pyramide des Benedigers. Und um die niederen Vorberge, die schon den Wintermantel abgeschüttelt, schwebte ein märchenhafter Duft, eine Lichtwooge, als öffnete sich in diesem wonnigen Sonnenglast ein Zauberreich, in dem die seligen Götter wohnen.

Helene atmete tief auf. Ja, und wenn's ihr Glück galt, und wenn sie nach dieser Stunde elender werden sollte als je zuvor,



D. v. Bradsky †. (S. 372)

sie konnte ihre Lüge nicht weiterschleppen ihr ganzes Leben lang. Nicht vor ihm! Wahrheit! Wahrheit!

Es war ihr, als sollte sie mit Todesverachtung einen Sprung ins Bodenlose wagen, als sie begann:

"Wenn ich Ihnen nun sage, daß ich einen falschen Namen trage; daß mein Mann noch lebte, als Ihnen meine Liebe gestanden; daß der Fremde, den man fast vor meiner Thür ermordete, mein Gatte gewesen ist?"

Sie sah das Entsetzen in seinem Gesicht, sie fühlte, daß er sich von ihr abwendete in

Seele gewälzt, weil sie einem Menschen ihr Geheimnis anvertraut.

Sie legte ihm sanft die Hand auf den Arm.

"Das Schlimmste wissen Sie nun, mein Freund. Nun müssen Sie Geduld haben und sich erzählen lassen, wie das alles kam. Ich will Ihnen keine Regung verschweigen. Ehe wir Abschied voneinander nehmen, sollen Sie mich kennen in all meiner Schwäche. Dann werden Sie doch noch mit verzeihendem Mitleid an mich denken."

Sie saßen nebeneinander auf dem warmen Gestein, von Licht und Sonne umflutet. Mit leiser Stimme, die nur zuweilen sich leidenschaftlicher erregte, erzählte ihm Helene die Geschichte ihrer traurigen Ehe. Sie schilderte ihm ihr verzehrendes Heimweh, ihre Rückkehr nach Deutschland, ihren Jammer, als die Schwester ihr entrisen wurde, das Gefühl ihrer trostlosen Vereinsamung. Wie dann die Verführung an sie herangetreten war, ihren Namen zu verschweigen, wie sie zu immer neuen Lügen gezwungen gewesen, nachdem sie einmal den Irrweg betreten. Wie sie mit der keimenden Neigung im Herzen wohl gefühlt, daß sie slichen sollte, und dennoch der lockenden Gefahr entgegengeeilt war, sich in süßer Vergessenheit gewiegt hatte, bis an jenem Abend im Theater ihr Gatte vor ihr stand.

Dann war der unermeßliche Jammer jener Abschiedsstunde gekommen. — Thränen verschleierten ihre Stimme. Sie konnte nicht weitersprechen.

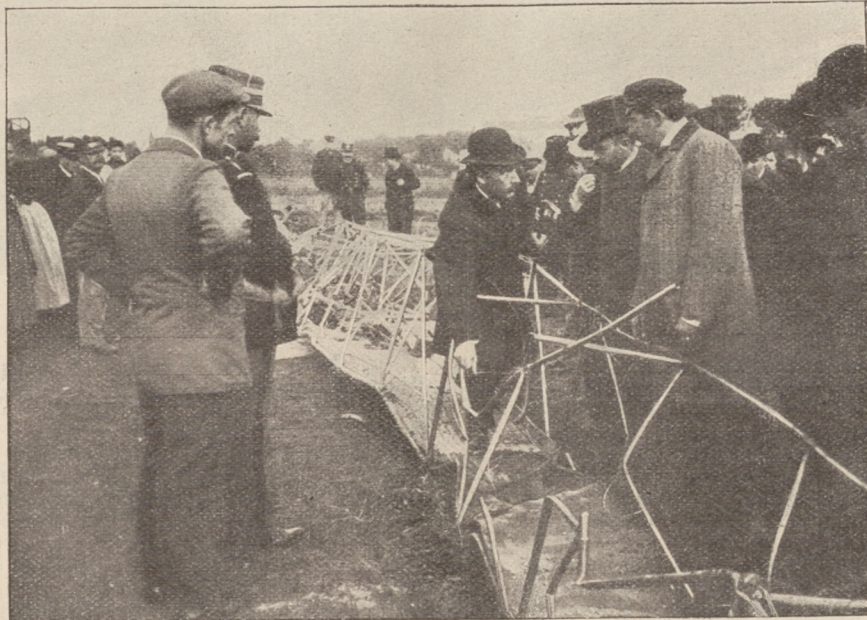
Er saß unbeweglich. Sie sah nur sein Profil, seine strenggeschlossenen Lippen. Sein Blick war von ihr abgewendet in ernstem Nachdenken.

In einem müden, hoffnungslosen Tone fuhr sie fort, das Letzte zu berichten. Aber sie konnte zum erstenmal mit ruhiger Klarheit an jene schaudervolle Nacht denken, die für sie über Tod oder Leben entschieden hatte. Die düstere Tragik dieser Stunde stand unverwischbar in ihrer Erinnerung, aber der dumpfe, bange Druck, den sie bisher empfunden, war fort, als habe ihr die reine Bergluft die krankhaften Vorstellungen von der Stirne fortgeweht und ihrem Herzen das Bewußtsein der Schuldlosigkeit wiedergegeben.

"Ich fühle die Verurteilung, die in Ihrem Schweigen liegt, mein Freund," fügte sie traurig hinzu. "Ich habe wohl gesehen, wie Sie erschrafen über mein Geständnis. Aber Ihnen war ich Offenheit schuldig. Sie hätte ich nicht täuschen können. Und wenn Sie sich nun auch schauernd abwenden von mir —"

"Nein, nein!" rief er aufatmend, als wäre er nach einem grübelndem Nachsinnen mit sich ins reine gekommen. "Wie könnte ich dich verurteilen, mein armes Lieb! Deine harte Anklage gegen dich selber hatte mich erschreckt. Eine Lüge, eine Falschheit schien mir unvereinbar mit deinem Wesen, sie hätte mich irre gemacht an dir. Aber die Täuschung, in die

du hineingetrieben wurdest, möchte ich kaum eine Lüge nennen. Du hast dich in einen Schleier gehüllt, um dich zu verbergen vor dem Elenden, an den dein Leben gekettet war."



Die abgestürzte Gondel des v. Bradsky'schen lenkbaren Luftschiffes. (S. 372)

tieferm Grauen. Und dennoch, trotz allem war es Befreiung, einmal sagen zu dürfen, was sie lange allein getragen, dennoch war es ihr, als habe sie sich eine Last von der

Sie atmete kaum. Sie sah ihm auf die Lippen mit großen heißen Augen.

„Was kümmert mich dein Name? Hinter dem Schleier habe ich dein wahres Selbst gefunden, und du bist edel und gut. Und ich glaube an dich!“

Er zog sie an sich, er preßte seine Lippen auf ihre Haare, auf ihre nassen Augen in leidenschaftlicher Erschütterung.

„Nichts mehr von Trennung! Nichts mehr von Entfagung! Habe nur Mut zum Glück. Ich halte dich fest, Liebste, und alles, was dich bedrückt, soll meine Liebe fortlösen.“

Sie schaute zu ihm auf wie ein verirrtes Kind, das endlich eine Heimat gefunden hat.

„Ist deine Liebe so stark?“ fragte sie halb ungläubig, halb staunend.

„Wirst du nicht meinen Namen tragen, der dir gehört, als dein sicheres, unbestreitbares Eigentum?“ sagte er lächelnd. „Du brauchst nicht mehr zu zittern und zu erröten vor den Menschen, wenn du meine Frau geworden bist.“

Sie jauchzte laut auf in Glück und Befreiung. Ja, jetzt waren alle Schatten verschwunden. Er allein war ihr Richter, er

hatte sie freigesprochen. Er war ihre Welt. Was kümmerte sie das Urteil der anderen?

In selbigem Schweigen drückte sie ihre Lippen auf seinen Mund. Höher und höher stieg die Sonne und goß über die einsame Höhe Ströme von Licht, in dem alle Gespenster verblaffen und alle Schatten sich lösen.

G n d e.

** Illustrierte Rundschau. **

Im Somalilande hat der englische Oberst Swayne mit seiner Eingeborenentruppe von 3000 Mann eine



Eine Fahrt durch das große Hamburger Stammisiel.

Niederlage durch einen mohammedanischen Fanaliker, den „tollen Mullah“, erlitten. Dieses wenig bekannte nordostafrikanische Gebiet von über 700,000 Quadratkilometer Bodenfläche steht teils unter italienischem, teils unter englischem Protektorat. Die **Somali** sind stark mit arabischem Blut vermischt, tapfer, stolz und freisheitsliebend, und, trotzdem ihre Bewaffnung meist nur aus Speer, Schwert, Dolch und Schild besteht, und nur eine geringe Anzahl im Besitz von Flinten ist, doch ein nicht zu verachtender Gegner selbst für eine durch europäische Offiziere gedrehte und geführte Mannschaft. — Zu Ehren des Besuchs der Burengenerale Dewet, Votha und Delarey in Berlin hielt auch der **Frauenhilfsbund** im Hotel Prinz Albrecht eine **Feststimmung** ab, zu der die Generale eingeladen waren. Die tapferen Burenführer wurden mit Kaffee und Kuchen bewirtet und mit so viel Liebenswürdigkeit überschüttet, daß der witzige Dewet in seiner Rede sagte: „Mit den Engländern bin ich

fertig geworden, aber wenn ich mit Ihnen kämpfen müßte, meine Damen, würde ich den kürzeren ziehen. — Der österreichische Luftschiffer **Ottokar v. Bradsky** und der ihn begleitende Ingenieur haben bei dem ersten Aufstiege mit einem von Bradsky konstruierten, angeblich **lenkbaren Luftschiff** den Tod gefunden. Der Aufstieg fand vom Vaugirardpark in Paris aus statt. Das Luftschiff bestand aus einem Ballon in Zigarrenform, den ein leichter Rahmen aus Holz unterhalb des Längsdurchmessers umgab, an dem die **Gondel** aus dünnen Stahlbrähten aufgehängt war. Zur Steuerung dienten zwei Flügel aus gefirnissetem Seidenstoff, zur Bewegung gegen den Wind ein Benzinmotor von 16 Pferdekraften. Bei dem Versuche, in der Nähe von St. Denis zu landen, rissen die Stahlbrähte, die Gondel stürzte aus einer Höhe von 100 Meter zur Erde herab und wurde samt ihren Znfassen zertrümmert.

Eine Fahrt durch das große Hamburger Stammisiel.

(Mit Bild.)

Ein gewaltiges Netz unterirdischer ausgemauert Kanäle breitet sich unter Hamburg aus zur Aufnahme sämtlicher Verbrauchswasser der großen Hafenstadt und Ueberführung derselben in die Elbe. Die Ausdehnung dieser Ziele beträgt 350 Kilometer. Aus den kleineren Kanälen ergießt sich das Wasser in die Stammisiele, deren Querschnitt groß genug ist, um den Verkehr mit Booten zu gestatten. Zur Ventilation dienen Luftschächte, die in Entfernungen von 40 bis 45 Meter angebracht sind. In Entfernungen von 120 bis 140 Meter giebt es außerdem noch von den Straßen hinabführende Einsteigschächte, die von den Sielwärttern benutzt werden. Fremde, die auch diesen unterirdischen Teil Hamburgs kennen lernen möchten, erhalten auf Verwendung bei der Behörde



Das Kronprinzessen wird ausgefahren. (S. 374)

die Erlaubnis zum Befahren des großen Geest-Stammfels, das sich von der Lombardsbrücke an der Mäher bis zum Landungsplatz von St. Pauli erstreckt. Die Fahrt, zu welcher die Teilnehmer mit wasserdichten Mänteln und Kapuzen ausgerüstet werden, dauert eine halbe Stunde.

Das Kronprinzchen wird ausgefahren.

(Mit Bild auf Seite 373.)

Unser Bild vergegenwärtigt gar lebhaft den unheimlichen Pomp des Hoflebens zur Zeit Ludwigs XIV., der als „König Sonne“ allen Fürsten und kleinen Despoten Europas als Vorbild voranleuchtete. Jeder noch so kleine Hof wollte sein Versailles, seine Jagdschlösser, seine Wildparks und prunkvollen Lustbarkeiten haben, während das Volk in Unwissenheit, Unfreiheit und Elend lebte, erdrückt von den Steuern und Schikanen der Gesehgebung und der Polizei. Da war es natürlich eine „Haupt- und Staatsaktion“, wenn der fürstliche Säugling des Morgens mit seiner Nanne spazieren gefahren wurde, und ein Schwarm von Höflingen bildete nach der Etikette das dienstbare Gefolge des Kindes, während es zur Karosse getragen wurde. Auch der kleine Negerklave oder „Mohr“, wie man damals sagte, durfte dabei als Page nicht fehlen.

Das Ragout des Königs.

Ergählung von F. Tilla.

(Nachdruck verboten.)

Zu den Fürstlichkeiten, die eine gute Tafel über alles schätzten, gehörte auch Stanislaus II., der letzte König von Polen (1764—1795). Sein Lieblingsgetränk war Tofayer, seine Lieblingsspeise waren scharfgewürzte Ragouts.

Unter seinen Köchen hatte er einen jungen Franzosen, den er besonders hochhielt, weil er ein ganz apartes, ausgezeichnet leckeres Ragout aus Hühnerlebern zu bereiten verstand. Jules Gormet war, wie so manche seiner Landsleute, sehr verliebten Temperaments und huldigte eifrig den Reizen einer jungen Polin, die auch noch einen anderen Verehrer hatte, nämlich einen jungen Edelmann Namens Dimitri Pawloffski. Zwischen den beiden Rivalen kam es eines Abends zu heftigem Streit und schließlich blutigem Handgemenge. Der Cavalier zückte seinen Degen; der Koch mußte sich seines Lebens wehren und stach mit seinem Messer den Gegner nieder. Er wurde sofort verhaftet, und es war außer Zweifel, daß er zum Tode verurteilt werden würde.

An den beiden nächsten Tagen vermischte Stanislaus sein Lieblingsragout auf der Mittagstafel. „Warum bekomme ich das nicht mehr?“ fragte er zürnend den Oberkoch, den er hatte herbeirufen lassen.

„Majestät, das Ragout kam eben kein anderer so machen wie der Franzose,“ wurde ihm geantwortet, „und der ist seit vorgestern verhaftet, weil er Dimitri Pawloffski erstochen hat.“

„Richtig!“ sprach der König verstimmt. „Das ist recht ärgerlich; die Justiz muß ja freilich ihren Lauf haben; aber mein Ragout will ich auch nicht missen. Man schicke Jegor Kalita, der ja auch in der Kochkunst recht tüchtig ist, zu Gormet in den Kerker, damit er sich von ihm auf das genaueste unterrichten lasse, wie das bewusste Ragout eigentlich gemacht wird.“

Dem Befehle des Königs wurde selbstverständlich in aller Eile entsprochen, und Jegor Kalita, ein junger Hofkoch, wurde sofort zu seinem gefangenen französischen Kollegen geführt.

Trübselig, in finsterner Niedergeschlagenheit saß Gormet auf einem hölzernen Schemel.

Doch als er den guten Freund aus der Hofküche erblickte, überslog ein Hoffnungsschimmer sein Gesicht.

„Was führt dich her, Kalita?“ fragte er.

„Ein Befehl des Königs,“ versetzte Jegor.

„Ich täusche mich also nicht,“ murmelte Jules erregt. „Der hohe Herr hat ein so gutes Herz; er weiß, daß ich unglücklich bin, interessiert sich für mein Schicksal und hat mich und meine Kochkunst nicht vergessen.“

„So ist es, Freundchen,“ bestätigte Kalita.

„Also werde ich freigelassen?“

„Nein, Bester,“ entgegnete Kalita ehrlicher Weise, „in dieser Beziehung kann ich dir keine Hoffnung geben. Mich führt ein Befehl des Königs her. Du weißt ja, daß Seine Majestät ganz besonders eines deiner merkwürdigen Ragouts liebt.“

„Nawohl.“

„Nun, wir können mit dieser Lieblingspeise jetzt in der Küche gar nicht zurecht kommen. Darum bin ich abgesandt, um von dir die richtige Bereitung desselben zu erfahren.“

„Sehr schön! Und was wird mir dafür?“

„Davon hat man mir nichts gesagt.“

„Wenn ich auf Begnadigung hoffen dürfte —“

„Bester Freund, gib dich keiner solchen trügerischen Hoffnung hin! Seine Majestät soll zum Oberkoch gesagt haben: es sei zwar jammerschade um dich, daß es mit dir so weit gekommen; doch der Gerechtigkeit müsse ihr Lauf gelassen werden.“

„Nun,“ schrie der Pariser erbost, „wenn ich denn schon einmal sterben soll, so will ich auch mein Ragoutgeheimnis mit mir ins Grab nehmen.“

„Das ist doch nicht dein Ernst, Freund?“

„Du kannst dich darauf verlassen, Kalita.“

Nach einer kleinen Pause des Nachdenkens bat der polnische Kollege schmeichelnd: „Mein bester, liebster Freund! Mir zuliebe offenbare doch das Geheimnis! Siehst du, dir kann es ja doch nichts mehr nützen; mir aber könnte es das schönste Lebensglück verschaffen. Der König würde mich sicherlich auszeichnen; mit der Zeit könnte ich vielleicht sogar Oberkoch werden, wenn der alte Michael Dembinski einmal pensioniert wird. Das bedenke!“

„Da ist nichts zu bedenken. Ich weigere mich ganz entschieden. Deine egoistische Gesinnung empört mich geradezu; mach daß du weiterkommst, du heuchlerischer Wicht!“

Jetzt veränderte sich plötzlich das Benehmen Kalitas. „Du würdest wohl thun, nicht so trozig zu sein,“ sagte er höhnisch. „Was bist du? Ein elender französischer Windbeutel. Wenn du noch länger störrisch bist, giebt's Mittel, dir die Zunge zu lösen.“

„Und das wäre?“

„Die Knute. Ich melde pflichtgemäß deine Weigerung, deinen eigensinnigen Troß. Was wird geschehen? Man wird dir zunächst fünfundsanzig mit der Knute aufzählen lassen, und wenn du dann noch nicht herausrückst mit dem Geheimnis, so giebt es fünfzig. Und das setzt man so lange fort, bis du dich zu dem bequemt, was man von dir verlangt. Also überlege dir's.“

Jegor Kalita ging nach diesen letzten Worten langsam zur Kerkerthür hin, indem er sich lauend umsah, als ob er mit Sicherheit erwarte, daß der junge Franzose ihn zurückrufen würde.

In der That geschah dies. In dem regsamem Geiste Jules Gormets war plötzlich eine sinnreiche Idee aufgeblitzt. „Heda, Kalita!“ rief er. „Ich habe mich eines anderen besonnen.“

„Das ist dein Glück.“

„Setze dich zu mir. Hast du ein Notizbuch mitgebracht?“

„Selbstverständlich habe ich vorsorglich daran gedacht.“

„Dann höre aufmerksam zu und notiere sorgfältig, was ich dir erklären werde.“

Das that der polnische Kollege. Er lauschte der Unterweisung, notierte alles Nötige und entfernte sich dann mit lebhaften Dankesbezeugungen.

Drinne im düsteren Kerker aber murmelte händereibend Jules Gormet: „Wenn alles so geht, wie ich mir's denke, so wird der König diesem verwünschten Schlingel, dem nutzlosen Kalita, das Ragout an den Kopf werfen.“

Am nächsten Tage prangte das Ragout wieder auf dem Tische des Königs. Mit lebhaftem Behagen langte der hohe Herr danach. Aber kaum hatte er den ersten Bissen verschluckt, da machte er ein sehr enttäuschtes Gesicht und rief zürnend: „Welche Dummheit und Dreistigkeit ist's, mich so betrügen zu wollen! Dies ist doch nicht das richtige Ragout, so wie ich es haben will. Der Koch soll kommen!“

Der Oberkoch Michael Dembinski erschien.

„Dein Ragout taugt nichts,“ sagte Stanislaus ungnädig. „Welcher Esel hat es zubereitet?“

„Kalita, getreu nach den Weisungen des Franzosen.“

„Dieser Kalita ist ein Stümper. Er versteht nichts. Nur Gormet hat, wie es scheint, den richtigen Kunstgriff heraus. Ihr seid alle elende Stümper. Geh!“

Der Oberkoch verschwand ganz geknickt, der König aber ließ dem Gerichtshof unverzüglich die Weisung zugehen, er solle sich möglichst beeilen mit der Kriminalsache des Jules Gormet.

Das geschah denn auch, und Jules wurde wegen Tötung des Edelmannes Dimitri Pawloffski zum Tode verurteilt. Nachdem so das Urteil gefällt war, und die Gerechtigkeit ihren Lauf gehabt hatte, erklärte zum allgemeinen Erstaunen der König, daß er, weil der Koch nur in Notwehr gehandelt habe, Gnade walten lassen wolle, und befahl kurzerhand, man solle den jungen Mann sofort in Freiheit setzen.*

Am Tage darauf war Jules wieder in der Hofküche thätig, und der König bekam wieder sein gewohntes Leibgericht. Dieser Vorfall ereignete sich im Herbst des Jahres 1794.

In der Hofküche und überhaupt im Palaste des Königs fühlte Jules Gormet sich nun freilich so ziemlich sicher, aber er wagte sich abends nicht auf die Straße, da er befürchtete, das Opfer eines Racheakts der Verwandten Pawloffskis zu werden. Mit dem Throne des Königs stand es zudem sehr schlecht; wurde er aber abgesetzt, dann fiel Jules unzweifelhaft abermals der Justiz in die Hände oder, wenn auch das nicht, doch der Rache der Pawloffskis zum Opfer. Er mußte sich rechtzeitig in Sicherheit bringen und erbat seinen Abschied.

Stanislaus ließ ihn zu sich bescheiden.

„Was höre ich? Du willst mich verlassen?“

„Ich muß leider, Majestät.“

„Warum?“

„Die Sehnsucht nach meiner Heimat, nach meinen Eltern und Geschwistern macht mich krank und ganz sinnlos.“

„Wer wird dann fernerhin mein Ragout bereiten, wenn du nicht mehr da bist?“

„Entweder Dembinski oder Kalita.“

*) Historisch.

„Aber die beiden Esel können es ja nicht.“

„Wenn ich es ihnen beibringe, werden sie es wohl lernen.“

„Du hast es ja den Kalita schon gelehrt, und er konnte es dann doch nicht.“

„Das hatte eine ganz besondere Ursache, Majestät.“

Und Jules erzählte kurz, daß er im Kerker absichtlich dem Kollegen eine ganz falsche Anleitung gegeben habe.

Da lachte Stanislaus herzlich und rief: „Du bist wirklich ein recht gescheiter Bursche! Schade, daß du gehen willst!“

„Eure Majestät wollen also gnädigst mir den erbetenen Abschied bewilligen?“

„Ja. Aber zuerst soll es doch probiert werden. Sobald meine anderen Köche ebenso gut das Ragout bereiten können wie du, magst du abreisen.“

Der junge Pariser gab sogleich in der Küche die richtige Unterweisung und Anleitung. Mit Zufriedenheit überzeugte sich Stanislaus, daß er fortan auch ohne ihn seine Lieblingsspeise erhalten konnte, und Jules Gormet wurde reich beschenkt entlassen. Er gelangte wohlbehalten in Frankreich an und lebte fortan in Paris als Speisewirt in gedeihlichen Umständen. Sein Enkel führte noch unter Napoleon III. den Titel eines königlich polnischen Hofkochs, obgleich es längst keinen König von Polen mehr gab.

Sehr gerne würden wir noch unseren Leserinnen das Rezept des Lieblingsragouts des letzten Königs von Polen mitteilen, doch leider ist dasselbe gänzlich verloren gegangen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Sonderbare Erbschaften. — Die Engländer lieben es, die verstorbene Königin Viktoria zuweilen als Erbin einzusetzen, obgleich ihnen bekannt war, daß die Monarchin alle ihr von privater Seite zugelegten Erbschaften niemals antrat. Die sonderbarsten Dinge kamen bei solchen Anlässen zu Tage; so stand die Königin im Aufse, eine besondere Tierfreundin zu sein. Dieses Renommee hat ihr im Laufe der letzten Jahrzehnte die eigentümlichsten Erbschaften eingebracht. Schlangen, Goldfische, Katzen, Hunde, Papageien wurden von deren Besitzern der Königin testamentarisch vermacht, wobei jene gleichzeitig streng darauf bedacht blieben, daß der Königin mit der Erbschaft niemals Aufkosten erwachsen. Sie vermachten mit den Tieren zusammen immer ein bestimmtes jährliches Einkommen.

Das Sonderbarste in dieser Beziehung hat eine alte Dame geleistet, welche der Königin einen Pudel und einen Papagei nebst einer Summe von 100 Pfund Sterling pro Jahr vermachte. Sie hat die Königin, sich der Tiere anzunehmen, und schrieb in ihrem Testament wörtlich: „Ich hoffe, die Königin wird meinen Wunsch erfüllen und für weitere 100 Pfund (2000 Mark), die regelmäßig am Jahreschlusse bezahlt werden, den Pudel und den Papagei jährlich auf vierzehn Tage ins Seebad nach Margate bringen lassen, da die Tiere von jeher daran gewöhnt sind, diese vierzehntägige Sommerfrische zu genießen. Die letztgenannten 2000 Mark sind für den Diener der Königin bestimmt, welcher die Tiere in das Seebad bringt und dort sich ihrer Pflege annimmt. Pudel und Papagei sind im ersten Hotel unterzubringen, der erstere hat täglich zweimal seine Kunststücke zu zeigen, und der Papagei soll, wenn das Wetter es gestattet, täglich eine Stunde lang spazieren geführt werden.“

Ein Katzenliebhaber vermachte der Königin einige Dutzend Katzen und dazu eine größere Summe zur Errichtung eines „Katzenheims“. In dem Testament war der Katzenliebhaber naiv genug, die Königin zu bitten, das Katzenheim in der Nähe eines ihrer Paläste einzurichten, damit die Tiere beständig unter ihrer Aufsicht wären.

2000 Mark und einen Papagei vermachte eine alte Dame, welche nur die eine Bedingung stellte, daß die Königin zweimal jährlich den Papagei von dem Pfleger sich vorführen lasse, damit sie sich

überzeuge, daß der Pfleger dem Papagei nicht etwa den Hals abgedreht und das Geld eingesteckt habe.

1400 Mark jährlich und drei Goldfische schenkte eine Dame der Königin mit dem Bemerkens, daß die Königin einen Diener haben werde, der gegen Zahlung des Betrages von 1400 Mark pro Jahr die Pflege der Tiere übernehme. Große Angst schien die Testatorin davor zu haben, daß die Goldfische sterben und von dem betreffenden Diener, der die Summe bezog, durch andere ersetzt werden würden. Sie gab deshalb im Testament ausdrücklich das Erkennungszeichen an, durch welches die Königin, wenn sie einmal sich nach dem Befinden der Goldfische erkundigte, stets erkennen würde, ob sie die echten Fische vor sich habe. Die Beschreibung des Kennzeichens lautete in dem naiven Stil der Erblasserin wie folgt: „Der eine der Fische ist dicker als die beiden anderen; die Königin kann sich also stets überzeugen, daß das noch dieselben Fische sind, indem sie nachsieht, ob zwei dünne und ein dicker Fisch vorhanden sind.“

Eine Schlangenfrendin hat erst kurze Zeit vor dem Tode der Königin dieser einige sechzig Giftschlangen vermacht. Die Erblasserin bemerkte im Testament: „Ich habe immer die Schlangen geliebt, und mein einziger Neger war, daß ich die Tiere nicht daran gewöhnen konnte, mich zu erkennen. Ich hoffe, Ihre Majestät wird in dieser Beziehung glücklicher sein.“

Ein Geld find der Königin im ganzen 2 Millionen Pfund = 40 Millionen Mark vermacht worden, doch hat die Königin davon niemals einen Pfennig angenommen. Nur in einem einzigen Falle hat sie eine Ausnahme eintreten lassen, und zwar insofern, als sie die betreffende Erbschaft annahm, um sie augenblicklich wieder wegzugeben. Der Erblasser hatte der Königin nämlich 800,000 Mark vermacht, während er einen Neffen besaß, der mit seiner zahlreichen Familie in der größten Not und in den ärmlichsten Verhältnissen lebte. Als die Königin von dem Unglück des Neffen erfuhr, nahm sie die Erbschaft an und überwies den ganzen genannten Betrag dem überglücklichen Neffen des grausamen Erblassers.

Ein Mr. Karr hinterließ der Königin 160,000 Mark und vermachte seiner Frau nur einen Schilling (eine Mark). Er bemerkte im Testament ausdrücklich, daß er seine Frau deshalb enterbe, weil sie ihn während der ganzen Ehe nicht habe in Ruhe die Abendzeitung lesen lassen. Gerade wenn er sein Lieblingsblatt las, halte die Frau mit ihm entweder Besprechungen angeknüpft oder sie hatte gesungen oder ihn durch Herumläusen im Zimmer bei seiner Lektüre gestört.

Die höchste Erbschaft, die der Königin angetragen wurde, stammte von einem alten Herrn Namens Reald, welcher der Königin auf einen Schlag 10 Millionen Mark vermachte. Aber auch diese Riesensumme wurde, wie alle anderen Erbschaften, von der Königin aus Prinzip zurückgewiesen. [A. D. K.]

Ein Trompeterstückchen. — Unweit des Dorfes Auerstadt standen die Zelte des preussischen Kürassierregiments v. Heyffing. Die Nacht vom 13. auf den 14. hängnisvollen 14. Oktober 1806 war angebrochen; im Feldlager herrschte die größte Ruhe. Nur in einem Markelenberzelt waren noch jüngere Offiziere versammelt, die bei einem Glase Wein auf das ausgezeichnete Violinspiel eines etwa 50jährigen Mannes im gemeinen Reiterrocke lauschten, der im Hintergrunde des Zeltes an einem Tischchen allein saß. Da öffnete sich die Zeltwand, und die Husarenmütze tief in die Stirn gedrückt, den weiten Reitermantel um die Schultern geschlagen, trat der Generalmajor Leberecht v. Blücher herein. Die Offiziere erhoben sich, grüßten, und Blücher sprach freundlich: „Gute Nacht! Was haben Sie denn da für ein Gesindel? — Wie heißt Er?“ fragte er dann den Geiger.

Dieser hatte die Geige beiseite gelegt, stand in Postur und antwortete: „Johann Gottlieb Zeige, Trompeter im Kürassierregiment v. Heyffing.“

„Zeige? Oh, gerade kein empfehlenswerter Name für einen preussischen Soldaten, und das Ding da, die Geige, ein schlechtes Spielzeug für einen Kürassiertrompeter! Dient Er schon lange?“

„Früher als Unteroffizier in der Garnison Danzig; erhielt dann meinen Abschied und lebte nahezu zwanzig Jahre von meiner Geige, mit welcher ich Deutschland und Rußland durchreiste. Da es nun aber wieder Krieg giebt, so hat es denn auch mich wieder hergezogen; mit dem Dreinschlagen will es allerdings nicht mehr recht gehen, aber noch habe ich meine Trompete, und mit ihr kann ich wenigstens das Zeichen dazu geben.“

Blücher sah jetzt freundlicher auf den alten Trompeter und sagte: „Hör Er, Zeige, ich will sehen, ob Er morgen sein Trompeterstück gut zu blasen versteht! Gute Nacht, meine Herren!“

Bei der Niederlage, welche die preussische Armee am folgenden Tage erlitt, hielten sich zwei Regimenter am längsten: Heyffings Kürassiere und Blüchers Husaren. Sie hatten eine Linie formiert und den Angriff der Franzosen zurückgeschlagen; doch da nachten die Massen der Garden im Sturmschritt mit gefälltem Bajonett. „Blas zum Rückzug!“ rief der alte Husargeneral seinem Trompeter zu. Die bekannten Töne schmetterten und wurden an den Flügeln wiederholt, die Eskadronen schwenkten um in ziemlicher Ordnung; doch da prasselte das Kleingewehrfeuer, Pferde und Reiter stürzten, und im scharfen Galopp flogen die Preußen davon.

„Um Gottes willen, nehmen Excellenz mein Pferd!“ rief eine Stimme, und in demselben Augenblicke stand ein Mann an der Seite des Generals, der sich eben mit vieler Mühe unter seinem gestürzten Pferde emporarbeitete.

„Der Schimmel ist mausetot!“ jagte Blücher, indem er seinem Leibrosse noch einen letzten Blick zuwarf.

„Hier schnell auf mein Pferd!“ rief der Netter, „es ist ein guter Kenner, der Eure Excellenz, ehe die Garden wieder laden, in Sicherheit bringen wird.“

„Und Er?“ fragte der General.

„Für mich ist jener Graben eine bessere Zuflucht, als er für Eure Excellenz sein würde; wer sieht bei solchem Andrängen nach einem einfachen Kürassiertrompeter, wohl aber nach einem General — darum schnell auf meinen Knappen!“

Rasch fühlte sich der General aufs Pferd gehoben, und — verschwunden war der Trompeter.

„Gott schütze dich, braver Zeige,“ rief der alte Haudegen ihm nach, „ich werde dir dieses Trompeterstückchen nie vergessen!“ Mit Sturmeseile flog der Knappen über das Feld hin, um die Waldescke herum, wo sich einige Eskadronen wieder gesammelt und aufgestellt hatten.

Im Jahre 1813 war eines Abends das Nationaltheater in Breslau gedrängt gefüllt. In den Ranglogen hatte sich die schöne Welt in ihrem reichsten Schmucke eingestellt; das Parterre glied dem bunten Farbenspiel eines Gemisches aller Gattungen von Uniformen eines Heeres; alle Augen aber waren auf den alten Husaren mit dem silberweißen Schnurrbart und dem kahlen Scheitel gerichtet, welcher in der Loge dicht am Proscenium saß, umgeben von Generalen, Stabsoffizieren und Adjutanten. Es war Leberecht v. Blücher, der „Husargeneral“, wie ihn Napoleon spottweise, „der Marschall Vorwärts“, wie ihn bald die Deutschen und Russen nannten.

Am Vorabend des Ausmarsches gab man im Theater ein kleines, zu diesem Zweck eingerichtetes, dramatisches Gedicht in einem Akt. Diesem folgte ein musikalischer Vortrag. Die Duvertüre war vorüber, da betrat ein in Schwarz gekleideter Mann die Bühne. Das schlichte, fast silberweiße Haar zeichnete ihn als einen Mann, der den sechziger Jahren nahe stehen mußte. Er trug eine Violine in der Hand, und nach einer Verbeugung gegen das Publikum begann er eine großartige Komposition zu spielen, die ihn als einen hochbegabten Künstler erkennen ließ. Plötzlich legte sich Blücher weit über die Brüstung der Loge hinaus und fragte laut: „Aber — ist denn das nicht der Zeige?“

Der Künstler warf einen Blick hinauf — er hatte die Frage vernommen, die ihm warm zu Herzen drang. Der große Marschall erinnerte sich des Kürassiertrompeters! Zeige hatte in seinem Leben nicht so schön gespielt, als heute vor dem Manne, den er über alles schätzte, der vor sieben Jahren sein Eigenspiel ein Gesindel genannt, und dem er dann ein Trompeterstückchen gezeigt hatte.

Stürmischer Beifall erscholl, als er sein Spiel geendigt hatte. Blücher aber rief: „Holt mir den Zeige herauf!“

In fünf Minuten stand der bescheidene Künstler inmitten von beherzten Herren vor dem General. „Aber sage Er mir doch, wo ist Er denn damals hingekommen, daß man Ihn volle sieben Jahre nicht zu Gesicht bekommen hat?“ fragte Blücher.

„Gefangen genommen, machte ich einen Spaziergang nach Frankreich, dann aus der Gefangenschaft entlassen, unternahm ich wie früher mit meiner Geige Reisen durch Deutschland, Oesterreich und bis hoch hinauf ins Reich der Russen, bis ich vor einigen Monaten im Vaterlande wieder eingetroffen bin,

um heute das Glück zu genießen, vor Euer Excellenz zu — fliehn.“

„Er ist ein Teufelskerl,“ rief Blücher; „aber wie steht es mit der Trompete?“

„O, ich vermag wohl noch ein gutes Trompetenstückchen zu blasen, und weil es nun wieder vorwärts gehen soll, so mag ich auch nicht zu Hause bleiben. Das „Vorwärts“ will ich schon kräftig schmettern; aber zur Retirade — das käme mir sauer an.“

„Dazu soll es, so Gott will, auch nicht wieder kommen. Vorwärts ist unsere Lozung, wozu Er den Ton angeben soll als mein Stabstrompeter, immer zu meiner Rechten!“

Zeige ergriff die ihm dargereichte Hand Blüchers

und küßte sie stürmisch. Die Umstehenden waren gerührt und wußten nicht weshalb; das Publikum in Logen und Parterre sah einer Scene zu, die es nicht verstand. Blücher aber beugte sich zu dem Trompeter nieder und sprach feierlich ernst: „Zeige, dir verdanke ich mein Leben, du hast es mir bei Auerstädt mit Gefahr deines eigenen Lebens erhalten — ich habe dies nicht vergessen; von heute an bleibst du bei mir, bis einer von uns vom Schauplatz abtritt.“

Und Gottlieb Zeige war und blieb der Stabstrompeter, immer zur Rechten des „Marschalls Vorwärts“, und als nach der Schlacht bei Lützen Kaiser Alexander von Rußland dem altherwürdigen Marschall den Georgsorden um den Nacken hing, da rief dieser

seinen Stabstrompeter herbei und stellte ihn dem Kaiser mit den Worten vor: „Daß es mir vergönnt war, noch einmal meinen Arm dem Vaterland zu weihen, ist diesem Manne hier zu danken. Er ist es, der bei Auerstädt mit eigener Gefahr mein Leben gerettet hat.“

Da nahm Kaiser Alexander den St. Georgsorden von seiner eigenen Brust und heftete ihn an das Kollett des alten Stabstrompeters. [C. L.]

Medizinische Trinkbecher. — Im 17. und 18. Jahrhundert kam das metallische Antimon zur medizinischen Anwendung. Beachtenswert für die jetzigen Bekämpfer der Trunksucht dürften die damals aus diesem Metall hergestellten Trinkbecher sein. Dieselben wurden dazu benutzt, um Personen,

Humoristisches.



Eigene Auffassung.

A. (zu einem Bekannten, einem dicken, bequemen Herrn): Na, bist du von deiner Alpenreise befriedigt?

B.: Vollständig! Ich war vom Wetter begünstigt wie noch nie!

A.: Aber es soll ja häufig in Strömen geregnet haben!

B.: Eben deshalb, da konnte ich mit gutem Gewissen unten in den Wirtshäusern bleiben.

Im Bilde geblieben.

A. (der von einer heißbegehrten Dame einen Korb erhalten hat): Das Leben liegt nun wie eine Wüste vor mir.

B.: Ach, sei kein Kamel!



welche dem Becher zu sehr ergeben waren, den Geschmack am edlen Nebenblut zu verleiden. Ihnen wurde der Wein in solchen Bechern gereicht; war derselbe mit dem Antimonmetall eine Zeitlang in Berührung, so löste die natürliche Säure des Weins etwas vom Antimon auf, und es entstand ein Brechwein, welcher in dem Trinker Nohelkeit und Widerwillen gegen jegliches Trinken erzeugte. Probatum est! — [C. L.]

Einträgliche Küsse. — Ein bevorzugter Liebling der Frauen war der ebenso schöne wie leichtlebige König Eduard IV. von England (1461—1483), der es nicht verschmähte, aus der Frauengunst, die ihm allenthalben entgegengebracht wurde, in berechnend-schlauer Weise Kapital zu schlagen. Er pflegte seine Verehrerinnen in Geldverlegenheiten ungeniert um „Kriegssteuer“ anzugehen. So küßte er einmal die alte Lady Sandford, nachdem er ihr seine Schulden geberichtet hatte, zärtlich auf die welke Wange.

„Um Eurer Galanterie willen sollt Ihr hundert Pfund haben,“ flüsterte die Lady.

Darauf versetzte der Schlauchopf: „Noch einmal so süß ist ein Kuß auf den Mund, Mylady!“

Und er drückte ihr rasch einen Kuß auf die Lippen.

Der Wink wurde von der Dame verstanden, und Eduard IV. erhielt für den „noch einmal so süßen“ Kuß den doppelten Preis, also weitere zweihundert Pfund. [J. W.]

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 48.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 46:
Mancher gilt für klug und ist nur rücksichtslos.

Palindrom.

Wenn du auf einer Schweizerreise
Von einem Esel faulerweise
Dich läßt zum Bergeshüpfel tragen,
Kannst du mir wohl ein Wörllein sagen,
Mit welchem vor- und rückwärts man
Dies Langohr dann benennen kann?
Auflösung folgt in Nr. 48.

Auflösungen von Nr. 46:
des Füll-Rätsels:

F	I	S	C	H	E
D	R	A	C	H	E
B	E	R	L	I	N
T	E	L	L	E	R

des Logogriffs: Berje, Ferje.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.